

3. Methodologische Formen

3.1 VERGLEICH ZWEIER METHODOLOGIEN

Die im vorherigen Kapitel herausgearbeitete Nähe von Beobachtung und Kommunikation spielt in der Methodendiskussion verständlicherweise kaum eine Rolle. Zum einen ist ein entsprechender Kommunikationsbegriff bislang nur verstreut und auch nur in Ansätzen verfügbar gewesen und zum anderen hat man sich seit dem Versuch von René König (1973b) gar nicht mehr um eine Theorie der Beobachtung bemüht. Dabei ist diese eigentümliche Verbindung in jedem Entdeckungs-, Erhebungs- und Verwertungszusammenhang eines Forschungsprozesses von entscheidender Bedeutung. Immerzu leiten kommunikative Beobachtungen die Art und Weise der individuellen Aufmerksamkeit, die aufgrund der Erwartung anschließender Kommunikation und zum Zwecke der Motivation weiterer Kommunikation auf unterschiedliche Weise aufgezeichnet und sprachlich ausgedrückt wird (vgl. Abbott 2004: 241). Das alles funktionierte nicht ohne das permanente Treffen, Substituieren, Bestätigen, Verdichten, Streichen, Unterlaufen oder Transformieren von Unterscheidungen. Aus diesem Grund wird auf eine Formtheorie gesetzt, die Unterscheidung, Beobachtung und Kommunikation zu ihren Grundbegriffen macht. Eine Auseinandersetzung mit methodisch-technischen Vorstellungen von Beobachtung ist dennoch hilfreich und zeigt, dass und wie sie miteinander kompatibel sind. Im Rahmen der Ausführungen zu einer kybernetischen Theorie der Beobachtung in Kapitel 5 wird darauf noch ausführlicher eingegangen.

Die Tatsache, dass Beobachtung für eine Formtheorie Grundbegriff ist, liefert einen weiteren guten Grund, sie als Methodologie zu verstehen, denn jede Methodologie muss auch die Grundlagen,

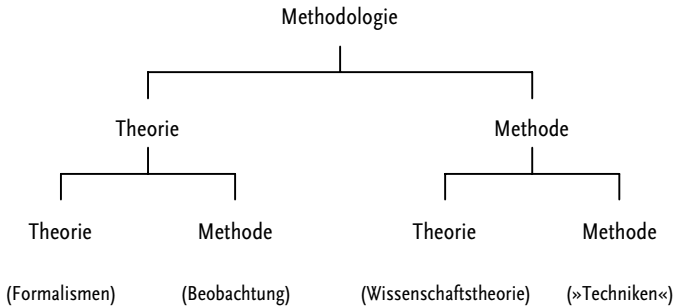
Implikationen und Wechselbeziehungen von Forschungstechniken, also Methoden im engeren Sinne,¹ reflektieren (Lazarsfeld 1959: 40 ff.). Mit der Frage der Beobachtung, die an ganz fundamentaler Stelle in die Formtheorie eingebaut ist, wird es möglich, diese Anforderung zu erfüllen und zugleich die eher stehengebliebene theoretische Entwicklung der Methoden (vgl. Flick 2007: 296) mit einer Theoriegrundlage zu versorgen, die sowohl Theorie als auch Methode umgreift. Diese Tür öffnen Methodentheoretiker selbst – freilich ohne hindurchzugehen. Denn ganz gleich, ob man über Befragung, Experiment, Inhaltsanalyse oder Beobachtung (im engeren Sinn, den man diesem Begriff methodisch bis heute beimisst) spricht, so ist man sich doch im Prinzip einig, dass man es immer mit Beobachtungsformen zu tun hat (Babbie 1992: 234 ff.; Diekmann 2004: 456; Schnell/Hill/Esser 1989: 355 f.; Weick 1968: 358 ff.). Eine Theorie der Beobachtung erweist sich somit als Basis jeglicher Forschungstechnik und deckt überdies ebenfalls unsere mitlaufende Forderung ab, zugleich Theorie und Methode beziehungsweise, denkt man an die Ethnomethodologie, Theorie und Empirie zu umfassen.

Beobachtung ist das methodische Pendant zu den eher theoretisch generierten Formalismen. Formalismen dienen als theoretisches, Beobachtungen als methodisches Scharnier zwischen Theorie und Methode. Der Zusammenhang der Unterscheidung von Formalismus und Beobachtung formuliert somit die von Beginn an mitlaufende Unschärfe von Theorie und Methode erneut, die sich damit als fraktale Unterscheidung erweist (vgl. Abbott 2001a): eine Wiedereinführung der Unterscheidung von Theorie und Methode auf Seiten der Theorie führt uns zu Formalismen und eine Wiedereinführung dieser Unterscheidung auf Seiten der Methode zu Beobachtung. Ihr fraktaler Charakter wird ferner dadurch bestätigt, dass die Unterscheidung von Formalismen und Beobachtung selbst fraktal ist. *Formalismen können selbst als Beobachtungsanweisungen verstanden werden genauso wie Beobachtungen sich stets als Formformalismen notieren lassen.* Formalismen sind demnach immer Formalismen eines Beobachters und deshalb fernab von jeglicher klassischen Objektivität. Der Beobachter (selbst ein nicht-teilnehmender,

1 Siehe zu dieser Art der Differenz von Methoden als Techniken der Datenerhebung und Methodologie auch van Meter 1994.

indirekter Beobachter) mischt sich in das Beobachtete ein und kann dies noch nicht einmal verbergen, was sich – gerade methodologisch – nicht von der Hand weisen lässt (vgl. von Foerster 1991). In der Darstellung, die Abbott für fraktale Unterscheidungen wählt, ließe sich der Gedankengang des methodologischen Teils dieser Arbeit nun zusammenfassend wie folgt darstellen:

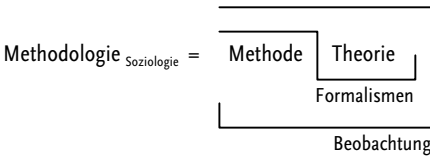
Abbildung 1: Methodologisches Fraktal



In Abbildung 1 wird recht anschaulich, welcher Linie dieser Text bisher gefolgt ist. Aber diese Darstellung weist auch gewisse Beschränkungen auf, die weniger zufriedenstellen, weil sich damit die komplexen Verschachtelungsverhältnisse nicht mit abbilden lassen, von denen hier die Rede ist. Es hat nämlich den Anschein, dass Theorie und Methode jeweils sauber getrennte Bereiche sind, die wiederum eine klare Wiederholung der Unterscheidung in sich enthalten. Damit lassen sich bekannte Gruppenbildungen und entsprechende Gebietsansprüche erklären (was Abbott in Bezug auf verschiedene Debatten in den Sozialwissenschaften mit Hilfe dieser Art der Darstellung auch zeigen wollte). Aber die Tatsache, dass jede dieser Positionen prinzipiell mit allen anderen verbunden ist, müsste noch durch zusätzliche Verbindungslinien eingezeichnet werden, denn die Wissenschaftstheorie arbeitet durchaus mit Formalismen und Beobachtung kann selbstverständlich als Technik verwendet werden. Schon die erste Unterscheidung zwischen Theorie und Methode in der obigen Abbildung verdeckt den wichtigen Punkt, dass Theorien methodisch vorgehen und Methoden theoretisch erarbeitet wer-

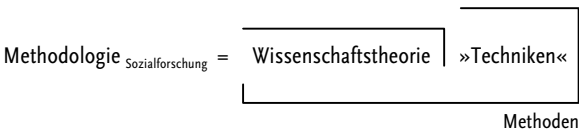
den – nicht immer, aber diese Möglichkeit wird durchaus in Anspruch genommen. Die Schwäche der baumförmigen Darstellung fraktaler Unterscheidungen wie in Abbildung 1 besteht in der Transformation von Unterscheidungen in Unterschiede, die zudem noch einen latenten Entweder/Oder-Charakter haben. Diese Schwäche lässt sich mit einer Theorie und Notation für Unterscheidungen umgehen. Mit einer solchen Notation lässt sich das methodologische Fraktal von Abbildung 1 folgendermaßen notieren:

Gleichung (3.1)



Diese Gleichung stellt die Form der Methodologie dar, wie sie hier für die Soziologie entwickelt wird. Der Titel »Abbildung« fehlt, weil es sich nicht um eine Abbildung handelt, sondern um eine Gleichung. Ferner muss daran erinnert werden, dass es sich um ein Kommunikations- und Beobachtermodell handelt, das heißt, dass mit ihm die Behauptung mitläuft, dass diese Form die Beobachtung der Kommunikation *und* die Kommunikation der Beobachtung eines bestimmten Typs von Methodologie wiedererkennbar kennzeichnet. Sie liefert außerdem eine konkretere Formalisierung des hier vorgestellten Gedankenganges als die Darstellung von Abbildung 1. Dafür muss man nun allerdings die rechte Seite der Abbildung 1 in eine eigene Gleichung transformieren. Eine Umsetzung könnte dann zum Beispiel wie folgt aussehen:

Gleichung (3.2)



Der Vergleich dieser beiden kommunikativen Formen sozialwissenschaftlicher Methodologie ermöglicht eine nicht-kausale Form von Erklärung (vgl. Abbott 2004). Erklärt wird damit nicht, warum die beiden Formen von Methodologie jeweils so sind, wie sie sind, und auch nicht, warum die eine womöglich besser oder schlechter funktioniert als die andere, sondern erklärt wird ihre *Differenz* beziehungsweise, wie sie jeweils auf unterschiedliche Art und Weise das tun, was sie tun. Das sind keine normativen Modelle in dem Sinne, dass sie angeben, wie gute Sozialwissenschaft aussehen sollte, sondern zwei Formen (und bei weitem nicht die einzig möglichen), wie sie empirisch betrieben wird, und zwar ungeachtet dessen, dass die erste Gleichung derjenigen Form entspricht, der dieser Text folgt und insofern natürlich normativ gewendet werden könnte – genauso wie die klassische Methodologie der Sozialforschung sich selbst normativ versteht. Aber es geht an dieser Stelle nicht darum, ein abschließendes Urteil zu fällen, sondern nur darum, die Differenz zu markieren, um das eigene Argument einzuordnen, zu schärfen und zu plausibilisieren.

Die erste Gleichung dient uns der Illustration dessen, wie eine Methodologie der Form, um die es hier schließlich geht, gebaut ist. Sie trifft jedoch keineswegs nur auf eine Formtheorie zu. Alle Untersuchungen, die sich einem *operational research* verpflichtet fühlen, wie ihn W. Ross Ashby (1958) für den forschungspraktischen Umgang mit Komplexität empfohlen hat, arbeiten mit dieser Art von Methodologie.² So arbeiten insbesondere die Systemtheorie und auch viele Arten der Komplexitätsforschung. Ferner arbeiten alle soziologischen Theorien, die auch als Methode funktionieren, auf diese Weise, zum Beispiel die Theorie des Handlungssystems von Talcott Parsons (1968), die Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), die Rahmenanalyse (Goffman 1974) oder aktuell Bruno Latours Fassung der Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour 2007). Eine Formtheorie unterscheidet sich mit Bezug auf diese Gleichung von den eben genannten Theorien nur dahingehend, dass sie ihre Autologie ex-

2 Operational Research wird von Ashby (1958: 97 f.) im Prinzip durch drei Injunktionen formuliert, die man nicht oft genug wiederholen kann: Be concerned with what happens, not with why it happens; do not collect more information than is necessary for the job; do not assume the system to be absolutely unchanging.

plizit mitkommuniziert. Das ist offensichtlich, denn Gleichung 3.1, die ihre Methodologie beschreibt, ist selbst eine formtheoretische Beobachtung.³ Das macht die Darstellung der Argumentation nicht gerade leicht, denn damit ist der Weg versperrt, einfach eine Ebenenunterscheidung einzuziehen, die Methode und Theorie auf unterschiedlichen Ebenen verortet beziehungsweise die eine Wissenschaftstheorie auf grundlegender Ebene ansetzt, um dann auf einer pragmatischen Ebene für entsprechende Disziplinen adäquate Forschungstechniken entwerfen zu können, ohne dass sich diese Ebenen berühren. Wir haben also bereits die Formtheorie genutzt, um zu einer formtheoretischen Methodologie zu gelangen, so dass gewisse Zirkularitäten und dadurch Vorgriffe nur schwer zu vermeiden sind.

Geht man nun in die Details, so sieht man, dass in Gleichung (3.1) Methodologie darin besteht, zunächst eine Methode in Differenz zu einer Theorie zu markieren. Das geschieht meist in Form einer Injunktion beziehungsweise einer Forschungsanweisung. Schauen wir der Einfachheit halber, welche Injunktionen die genannten Theoriebeispiele implizieren. Behandle Soziologen genauso wie Nicht-Soziologen! (Ethnomethodologie); Folge den Akteuren! Halte das Soziale flach! (Akteur-Netzwerk-Theorie); Schau Dir an, was hier gerade läuft! (Rahmenanalyse); Unterscheide System und Umwelt! (Systemtheorie); und die Formtheorie: Triff eine Unterscheidung! Oder auch: Beobachte Unterscheidungen!⁴ Solche

3 Theorien sind dann autologisch, wenn ihre Verwendung dazu zwingt, sich selbst als Gegenstand zu behandeln, wenn sie also mit anderen Worten das tun, was sie sagen. Vgl. insbesondere von Foerster 1984: 236 ff.

4 Das müssen selbstverständlich nicht die einzig möglichen Injunktionen sein, die diese Theorien implizit und explizit als methodische Anweisung formulieren. Interessant ist im Übrigen, dass sich auch in den Naturwissenschaften häufig derartige Anweisungen finden, freilich ohne sie als Methode zu deklarieren, zum Beispiel »Schau durch das Mikroskop!« (Spencer-Brown 1969: 78). Insofern sind Injunktionen die Voraussetzung des Anfertigens von Beschreibungen (ebenda), so dass sich die Unterscheidung von Methode und Theorie auch als Unterscheidung von Injunktion und Beschreibung reformulieren ließe. Viele sozialwissenschaftliche Theoriedispute haben ihren Ursprung letztlich in einer Weigerung, Injunktionen konkurrierender Theorien-

methodischen Anweisungen ergeben nur im Zusammenhang mit einer Theorie Sinn, das heißt sie sind aus theoretischen Überlegungen heraus gewonnen, genauso wie sie zu verdichteten Beschreibungen, also zu Theorien, dessen führen, was man durch ihre Befolgung zu sehen bekommt.

Formalismen sind nun Formulierungen für die Wiedereinführung der Unterscheidung von Methode und Theorie auf Seiten der Theorie (um das zu verdeutlichen, ist der Haken in die andere Richtung geschlagen).⁵ Formalismen führen dazu, dass man methodologisch nicht mehr genau angeben kann, ob eine theoretische Beschreibung oder eine methodische Anweisung gemeint ist. Dagegen führt Beobachtung die Unterscheidung von Methode und Theorie auf Seiten der Methode wieder ein. So lassen sich dann nicht nur unterschiedliche Beobachtungstechniken gewinnen, sondern es wird ferner deutlich, dass beide Seiten letztlich nur über Beobachtung in Gang kommen. Doch nicht nur das. Beobachtung sitzt auch an der Differenz der Methodologie zu ihrem unmarkiert bleibenden Kontext (markiert durch die Leere rechts vom äußeren re-entry-Haken \square), das heißt Beobachtung ist dasjenige Instrument, das sicherstellt, dass die Methodologie einen Außenbezug hat und sich immer wieder durch Wahrnehmung, Probleme oder andere Beobachtungen irritieren lässt. Und nicht zuletzt rahmt sie auch Formalismen, die eben, wie gesagt, selbst nur Beobachtungsformen sind.

Wendet man sich nun der Gleichung 3.2 zu, werden wesentliche Unterschiede zu der bisher diskutierten Methodologie deutlich. Die Methodologie der Sozialforschung⁶ setzt zunächst die (nomologisch-deduktive) Wissenschaftstheorie und unterscheidet sie von mög-

gebote zu befolgen. Bertolt Brechts *Leben des Galilei* illustriert das Problem. Die Vertreter der Kirche sind letztlich nicht bereit, einer Injunktion zu folgen: Schaut durch das Fernrohr!

- 5 Man kann diesen in die andere Richtung geschlagenen Haken soziologisch auch anders verwenden, nämlich als Notation für *breakdowns* im Sinne von Winograd/Flores (1986). Aber hier müsste noch Arbeit investiert werden.
- 6 Genauer gesagt ist hier insbesondere eine um die kausale Standardanalyse herum gebaute Methodologie der Sozialforschung gemeint, die insbesondere in Deutschland die methodologische (wenn mittlerweile auch nicht mehr unbedingt: die methodische) Diskussion beherrscht.

lichen Techniken (Interview, Inhaltsanalyse, Beobachtung oder statistischen Techniken wie Faktorenanalyse, Regressionsanalyse etc.), die dieser Wissenschaftstheorie gerecht werden können und auf ihr aufbauen. Das Feld, auf dem die Passung von Techniken erprobt, reflektiert und umgesetzt wird (das re-entry) sind *Methoden*, wie ein Blick in entsprechende Lehrbücher zu Methoden der empirischen Sozialforschung rasch verdeutlicht. Im Rahmen von Methoden wird letztlich ein Bezug einerseits von Techniken auf die Wissenschaftstheorie hergestellt und andererseits eine Darstellung der »technischen« Möglichkeiten bestimmter wissenschaftstheoretischer Annahmen vorgenommen und reflektiert. Das passiert zum Beispiel bei der Formulierung von Kausalhypothesen, der Ermittlung von Variablen, beim Versuch, einen möglichst hohen Informationsgehalt zu erzielen oder bei der Festlegung von Falsifikationserfordernissen. Hier ist auch der Ort, an dem sich Fragen der klassischen Test- und Messtheorie stellen. Die in diesem Zusammenhang entwickelten Gütekriterien der Messung – Objektivität, Reliabilität und Validität – erweisen sich so gesehen als Passungskriterien für eine gelungene Bezugnahme zwischen diesen Techniken und der Wissenschaftstheorie und könnten deshalb auch anstelle von »Methoden« das re-entry in Gleichung 3.2 bezeichnen. Sie verweisen auf die Sinnform, die ein solcher Bezug von Wissenschaftstheorie und Techniken kommunikativ annehmen muss, um sozialwissenschaftlich akzeptiert werden zu können: soziale Abhängigkeit (Objektivität), zeitliche Reproduzierbarkeit (Reliabilität) und sachliche Genauigkeit (Validität). Entwirft man eine Methodologie als *soziologische* Theorie, ist eine solche (hier nur für einen bestimmten Bereich angedeutete) Sinnanalyse mit Bezug auf die jeweils soziale, zeitliche und sachliche Sinndimension ein hilfreiches Instrument, um einerseits den Blick auf funktionale Äquivalente lenken und andererseits einen Vergleich zwischen methodologischen Ansätzen anleiten zu können. So könnte zum Beispiel im Rahmen qualitativer Methoden deutlich werden, dass es nicht darum gehen kann, in einem Reflex der Rechtfertigung des eigenen Vorgehens einfach die Probleme der Objektivität, Reliabilität und Validität zu diskutieren (was trotzdem möglich ist und nötig bleibt), sondern vielmehr darum geht, danach zu schauen, inwiefern man schon längst eigene Sinnformen der sozialen, zeitlichen und sachlichen Absicherung der Kommunikation

entwickelt hat und nutzt, auch wenn man noch keine begrifflichen Bezeichnungen dafür hat.

Ein Wiedereintritt der Unterscheidung von Wissenschaftstheorie und Techniken in ebendiese Unterscheidung erfolgt über Methoden. Das wird deswegen postuliert und notiert, weil empirisch gerade die weit entwickelten Techniken, beispielsweise die Entwicklung von Messinstrumenten für Interviews, selbst als wissenschaftstheoretisch informiert gelten und im Gegenzug der Apparat von Festlegungen und Begriffen der Wissenschaftstheorie unmittelbar technisch eingesetzt wird. Das unterläuft gleichsam die Unterscheidung und man lässt durch das in Folge dessen einsetzende Hin- und Herspringen zwischen den beiden Seiten offen, ob man nun Wissenschaftstheorie betreibt oder Techniken einsetzt. Es geht dann nur noch um technisch angewandte Wissenschaftstheorie. Darin besteht mitunter die Stärke der klassischen Methodologie, weil man sich umgekehrt, und zwar vor allem beim Einsatz entsprechender Techniken der Datenerhebung und -interpretation, immer auch gleichzeitig auf Seiten wissenschaftstheoretischer Überlegungen wähen kann, ohne sich immer wieder explizit darauf berufen oder die Passung jedes Mal erneut überprüfen zu müssen. Auch deshalb ist »Methoden« eine treffende Bezeichnung und Zusammenfassung für dieses durch ein re-entry induzierte Oszillieren zwischen den beiden Seiten der Unterscheidung. Wenn man »Methoden« nutzt, ist man mit anderen Worten auf der sicheren Seite, denn man kann unterstellen, dass man stets zwischen den beiden Seiten der Unterscheidung wechseln und sie aufeinander beziehen kann. Das erklärt auch die gängige, legitime Verwechslung und synonyme Verwendung von »Methode« und »Methodologie«; und es verweist überdies auf die unzähligen möglichen Schattierungen zwischen dem reinen Betreiben von Wissenschaftstheorie einerseits und dem bloßen Verwenden von Techniken andererseits. Ein re-entry ist insofern auch Voraussetzung für eine mögliche Gradualisierung einer Unterscheidung, auch wenn sich eine damit angezeigte Gradualisierung nur schwerlich empirisch quantifizieren lässt, aber durchaus durch die Tiefe eines Fraktals wie in Abbildung 1 darstellbar ist (und sich insofern durch eine Zuordnung von Zahlenwerten zu den einzelnen Ebenen durchaus, zumindest im Prinzip, quantifizieren lässt).

Eine Besonderheit der Gleichung 3.2 ist letztlich der nicht durchgezogene Haken, der die Techniken markiert. Wäre der Strich bis nach vorne zu »Wissenschaftstheorie« durchgezogen, würde das heißen, dass die Techniken die Wissenschaftstheorie mitbestimmen. Das ist empirisch aber nicht der Fall, denn die Wissenschaftstheorie wird gesetzt; sie ist im Rahmen der klassischen sozialwissenschaftlichen Methodologie nur durch sich selbst bestimmt. Gemeint ist damit ein recht trivialer (und bekannter) Umstand, wie zum Beispiel, dass es keine Studien gibt, die über Interviews, Inhaltsanalyse oder teilnehmende Beobachtung und anschließende multivariate Analyseverfahren das Prinzip der Falsifikation falsifizieren können, um die Wissenschaftstheorie anschließend entsprechend zu modifizieren – abgesehen davon, dass das wahrscheinlich gar nicht durchführbar wäre.⁷ Es ist natürlich kein Geheimnis, dass man gewisse Anforderungen der Wissenschaftstheorie missachten oder sogar im Arbeitszusammenhang tatsächlich modifizieren muss (sie also durch technische Anforderungen mitbestimmt), um forschungspraktisch vorankommen zu können. Das erkennen auch Methodologen an, wenn sie Wissenschaftstheorie/Methodologie als bloße Orientierung empfehlen, deren Kriterien man nur Schrittweise erreichen kann, das heißt Verständnis dafür aufbringen, dass sich die entsprechenden wissenschaftstheoretischen Anweisungen nicht von Anfang an realisieren lassen (vgl. Opp 2002: 16 f.). Und doch wird an dieser Frage, ob man im Zusammenhang mit der Gleichung der klassischen Methodologie (3.2) den Haken bis zu »Wissenschaftstheorie« durchzieht, eine entscheidende formalistische Implikation der Formtheorie und ihrer Notationstechnik deutlich: jeder weiß, dass

-
- 7 Die *Science and Technology Studies* und ihre Beobachtung der Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen im Labor (vgl. Knorr-Cetina 1984; Latour/Woolgar 1979) tun das in gewissem Sinne durchaus, *aber nicht innerhalb und auch nicht mit Hilfe dieser Methodologie*. Das ist für die Gleichung 3.2 und darüber hinaus für jede Formgleichung entscheidend, weil es dabei schließlich um die Notation empirisch vollzogener Operationen geht. Man kann eine solche kommunikativ generierte Form pflegen, dann bekommt man sie allerdings nicht unmittelbar zu Gesicht, oder sie beobachten, und zwar dann mit der Möglichkeit, sie zu modifizieren, zu verwerfen oder auf eine andere methodologische Form zu setzen.

man es mit der Wissenschaftstheorie manchmal forschungspraktisch nicht so streng halten kann und alle handhaben es so, *aber es kann wissenschaftlich letzten Endes nicht so kommuniziert werden* (es sei denn, wie bei Karl-Dieter Opp, im Rahmen einer Einleitung, die jedoch unter »Narration« verbucht wird und selbst nicht der Strenge dieser Kriterien genügen muss). Genau diese Engführung der Kommunikation ist gemeint, wenn gesagt wird, dass Gleichung 3.2 die *Form* der klassischen sozialwissenschaftlichen Methodologie ist; und nichts anderes ist gemeint, wenn es heißt, dass es eine *kommunikative* Form ist.

Diese Formdiskussion zweier unterschiedlicher methodologischer Ansätze zeigt, dass jedes einzelne Detail der Notation seine Bewandnis hat und sich damit ferner Vergleiche vornehmen lassen, die bestimmte Eigentümlichkeiten der jeweiligen Methodologie erklären können. Dabei sollte man beachten, dass damit jetzt nicht eine Opposition von zwei (und nur zwei) methodologischen Traditionen behauptet wird. Es handelt sich einfach um zwei Beispiele für Methodologien, an denen zum einen die Position einer Methodologie der Form deutlich werden soll und zum anderen versucht wird zugleich vorzuführen, wie eine Formanalyse in Ansätzen funktionieren kann. Würde man diese Analyse fortführen oder vertiefen wollen, ließe sich der Umfang des gesichteten Materials erhöhen. Selbstverständlich ist dann auch der Einsatz entsprechender qualitativer oder quantitativer Techniken denkbar, die hier vereinfachend nur in Verbindung mit der klassischen Methodologie angesprochen worden sind; und genauso selbstverständlich sollte sein, dass diese Formalismen anschließend womöglich anders aufgefasst und notiert werden müssen. Daran sieht man im Übrigen, dass die Unterscheidung von klassischer und gleichsam postklassischer Methodologie selbst eine wiedereintrittsaffine Unterscheidung ist: postklassische Elemente finden sich in klassischen Anwendungen und umgekehrt. Die Arbeit mit Unterscheidungen, ganz gleich ob in der Wissenschaft oder im (politischen, erzieherischen, organisationalen, intimen, alltäglichen etc.) Alltag, ist also keine saubere Angelegenheit und jede Bereinigung von Ambiguitäten zum Beispiel durch eindeutige Gruppenzuordnungen oder fixierte Statuszuschreibungen provoziert deshalb immer mindestens die soziologische Frage, welche Arbeit nötig ist oder welche Mechanis-

men verwendet werden, um Unterscheidungen empirisch sauber und eindeutig erscheinen zu lassen.

Dass in diesem Kapitel erneut bereits diese Art der notationsbasierten Darstellung gewählt wird, obwohl ihre Feinheiten erst später ausgearbeitet werden, hat einen einfachen Grund: Trotz all der eigentümlichen Implikationen, die diese Notation mittransportiert (Operativität, Unterscheidung, Form, Kommunikation, Beobachtung, Sinn), liefert sie auch ohne entsprechendes Vorwissen um diese Implikationen bereits eine simple Art und Weise der Visualisierung von Problemstellungen und Zusammenhängen. Im Grunde genommen muss man, um diese Gleichungen lesen zu können, zunächst nur wissen, dass es sich um eine Methode zur Aufzeichnung von Unterscheidungen handelt. Ein naiver und einfacher Umgang mit solchen Formen ist mithin sogar hilfreich, weil man sonst womöglich versucht, alle Implikationen immer mitlaufen zu lassen und sich so selbst blockiert – ebenso wie man nicht ein Wort einer Sprache würde aussprechen können, wenn man zunächst die Grammatik auswendig lernt und vor jedem Sprechen mitzudenken versucht.

Mit Einfachheit beziehungsweise Naivität ist dennoch keine laienhafte Einfachheit meint. Das betont auch René König in Bezug auf das »serendipity pattern« von Robert K. Merton: die zufällige Entdeckung eines unerwarteten Datums, das Anlass gibt für neue Theorienentwicklungen, ist nicht der naiven Beobachtung eines Laien, sondern der naiven Beobachtung eines geschulten Beobachters geschuldet (König 1973b: 25). Daraus folgt aber, so König weiter, dass die Soziologie zunächst Begriffe und Begriffszusammenhänge benötigt, um Beobachtungen ordnen zu können. Genau diese Anforderung erfüllen Formmodelle: Sie ordnen Beobachtungen eines Beobachters inklusive der Zumutung, dass diese Beobachtungen zwar soziologische Beobachtungen sind, aber zugleich den Anspruch haben und unterstellen, damit die Beobachtungen des Gegenstands wiederzugeben. Wenn dieser Gegenstand aber »Gesellschaft« heißt und als beobachtender (und nicht nur beobachteter) Gegenstand beschrieben wird, lässt sich Beobachtung nicht mehr, wie noch bei König, als Wahrnehmungsform begreifen. Vielmehr wird dann ein entsprechend generalisierter Beobachtungsbegriff benötigt, wie ihn Niklas Luhmann im Anschluss an die Ky-

bernetik zweiter Ordnung für die Anwendung auf soziale Systeme entwickelt hat. Darauf kommen wir später zurück.

3.2 AUTOLOGIE

Diese Überlegungen münden letztlich in eine Konsequenz, die je nach Präferenz als Stärke oder Geburtsfehler der Formtheorie ausgelegt werden kann. Formanalysen kommen nicht umhin, selbst Formen zu verwenden und dabei beobachtet zu werden. Man kann nur Unterscheidungen einsetzen, um Unterscheidungen aufspüren zu können. Wie zuvor bereits angedeutet, bekommt man es hier mit dem Problem der Autologie zu tun: die Formtheorie ist nicht nur über Umwege und ausnahmsweise auf sich selbst anwendbar, sondern ist unmittelbar auf die Anwendung von Formen angewiesen. Das führt nicht zuletzt dazu, dass die Kontingenz der Beobachtung, der Verweis auf den Beobachter und das Wissen um die Ambiguität jeder Kommunikation immerzu sichtbar ist. Man kann sich als Beobachter gleichsam nicht mehr hinter Gewissheiten oder Objektivität verstecken.⁸

Die Formtheorie erweist sich also als autologische Methodologie oder, was dem im Prinzip gleichkommt, als Ethnomethodologie. Gleichung (3.1) ist ein komprimierter Ausdruck dieses Umstands.⁹ Wie man mit einer solchen Formtheorie arbeiten kann, wird im nächsten Teil erläutert. Die Formtheorie nimmt dort gleichsam konkrete Gestalt an, indem der Formbegriff, die Arbeit mit der Notation, die Rolle des Beobachters und die Operation der Kommuni-

8 Man kann nur noch einmal betonen, dass dies nicht gleichzusetzen ist mit einem Plädoyer für Subjektivität oder gar einem Freilos für die Kommunikation willkürlicher Annahmen. Formanalysen nötigen zu Disziplin – und zwar ganz entschieden in beiden Bedeutungszusammenhängen, die dieses Wort aufruft.

9 Im weiteren Verlauf werden das Wissen um diese methodologische Einbettung und die damit aufgerufenen Zusammenhänge einfach vorausgesetzt. Das geschieht aus Gründen der Anschaulichkeit, aber auch weil die drei Teile der Arbeit im Prinzip drei unterschiedliche Perspektiven auf dasselbe Problem darstellen und deshalb bis zu einem gewissen Grade für sich stehen können.

kation vorgestellt und vor allem im Hinblick auf ihr soziologisches Potential untersucht werden. Der dritte Teil wird dann die Differenzierung von Unterscheidungen im Rahmen von Niklas Luhmanns Gesellschaftstheorie untersuchen. Dieser letzte Schritt ergibt sich fast wie von selbst, denn wenn wir hier die Möglichkeiten zu eruieren versuchen, die sich mit einer soziologischen Unterscheidungstheorie ergeben, dann wird man auch sehen müssen, was es bedeutet, Unterscheidungen zu unterscheiden. All das wird notwendigerweise mit Hilfe der Formtheorie selbst geschehen, das heißt die Vorstellung der Theorie ist selbst eine erste Anwendung der Theorie; sie wird sich nicht auf externe Bezugspunkte und Beobachter verlassen können.

Der Kern der Formtheorie ist Kommunikation. Kommunikation ist sowohl ihre paradigmatische und erkenntnistheoretische Stütze als auch ihr zentraler Gegenstand. Sie sichert die empirische Bindung der Theorie in jedem Augenblick. Ihre wichtigsten Derivate sind Form, der Beobachter und Sinn. Aber letztlich geht es bei jeder der nachfolgenden Betrachtungen stets um Kommunikationsformen. Natürlich ist das nicht absolut zu verstehen. Man könnte eine Formtheorie auch durch den Formbegriff oder den Sinnbegriff getragen sehen. Und welchen Sinn würde das Ganze haben, wenn es keinen Beobachter gäbe, der diese Unterscheidungen trifft? Doch die Formtheorie sucht ihre Bewährung zunächst in der Soziologie, und »Kommunikation« ist in diesem Kontext eben ein Begriff, der unmittelbar das damit verbundene empirische Interesse anzeigt.

Über Sinn ist bisher im Gegensatz zu Kommunikation, Form und Beobachtung kaum gesprochen worden, deshalb wird ihm abschließend für einen Moment die Führung überlassen. Sinn ist die Garantie dafür, dass überhaupt Unterscheidungen getroffen werden können – im Unterschied zum bloßen Registrieren von Unterschieden, das auch für organische Systeme angenommen werden kann. Unterscheidungen verweisen auf die Handhabung von mindestens zwei Seiten in *einer* Operation und sind insofern Garanten für Ambivalenz oder gar Ambiguität und somit Lieferanten für Anschlussmöglichkeiten. Unterscheidungen sorgen für permanente Überschussproduktion, und zwingen deshalb, wenn man sich als Beobachter auf sie einlässt, zur Selektion. Das ist Sinn: Selektion-und-Überschussproduktion(-und-Selektion-und-Überschussproduktion-und-Selekt...). Bei einer Unterscheidung geht also nicht nur um

einen Unterschied, sondern um eine Unterscheidung von mindestens zwei Unterschieden, das heißt um die Erarbeitung von *Information* im Sinne von Gregory Bateson (1972): Information entsteht, wenn ein Unterschied (zu einem späteren Zeitpunkt) einen Unterschied macht. Und nur ein Beobachter kann auf die Idee kommen, zwei oder mehr Unterschiede (Ereignisse, Individuen, Dinge, aber durchaus auch: Unterscheidungen) zu unterscheiden, um sich dadurch zu in-formieren (vgl. Varela 1979; Weiss 2006).

Formen sind also ausschließlich in sinnbasierten und sinnproduzierenden Systemen möglich. Jede Form, jede Kommunikation und jeder Sinn sind ausnahmslos Sinnformen, also Formen im Medium des Sinns. Das gilt für alle Gegenstände und Begriffe der Soziologie, für Handlung wie für Institution, Evolution, Person, Individuum, Akteur, Herrschaft, Organisation, Kultur, Rolle, Norm, Netzwerk oder Gesellschaft. Und das gilt auch dann, wenn dies nicht dazugesagt wird. Form, Kommunikation, Sinn, Beobachter und weitere unmittelbar damit verbundene Begriffe werden deshalb im Folgenden als Sinnformen behandelt und untersucht, um die Formtheorie und den dadurch möglich werdenden Analysen sozialer Zusammenhänge mit erstem Leben zu füllen. Sie sind die immer mitlaufenden *soziologischen* Implikationen des Arbeitens mit Formen und ihrer Notation, die nicht eigens mitnotiert werden müssen – was nicht heißt, dass man sie im Zusammenhang einer nicht-soziologischen Untersuchung einfach wegstreichen oder ersetzen kann.¹⁰ Ihre Darstellung im Rahmen einer Methodologie

10 Wir arbeiten hier parallel an einer soziologischen Interpretation des Formkalküls und einem soziologischen Beitrag zu einer allgemeinen Kognitionswissenschaft. Natürlich kann man Formtheorie auch in anderen disziplinären Zusammenhängen betreiben und entsprechend anreichern. Das anschließend nicht mehr zu ignorierende Argument lautet jedoch, dass man sich dann zwangsläufig als Unterscheidungen treffender, Sinn verwendender, an Kommunikation teilnehmender und in Netzwerke eingebundener Beobachter sichtbar macht, und zwar unabhängig davon, ob man Biologie, Psychologie, Ökonomie, Linguistik oder Computerwissenschaft betreibt. Und auch hier gilt es zu beachten, dass das erst einmal unabhängig von der Frage gilt, ob ein Computer oder ein Organismus selbst Sinn verwenden oder an Kommunikation teilnehmen.

der Form macht es allerdings erforderlich, diese Implikationen jeder Form erst einmal explizit zu notieren, um anschließend, wenn der Gegenstand nicht mehr die Theorie selbst ist, wissen zu können, was es heißt, damit zu arbeiten.